

PRAXIS DER ERWACHSENENBILDUNG

Jugend und Fernsehen

Zum Problem Jugend und Fernsehen hört man oft kritische Einwände. Der Argwohn vieler Pädagogen ist noch groß, bezog sich jedoch bislang auf recht zufällige Ergebnisse. Meistens waren kritische Äußerungen an bestimmte Sendungen geknüpft, also an das Programm. So geht auch noch *Karl Veit Riedel* in seiner Untersuchung „Jugend und Fernsehen“ (Untersuchungen und Überlegungen zur Jugendeignung von Fernsehprogrammen, Luchterhand Verlag, Neuwied am Rhein und Berlin, 184 S., brosch. 13,80 DM, Ln. 19,80 DM) vor. Er untersucht in erster Linie die direkte Wirkung des Programms auf den Jugendlichen. Fragen des Milieus bleiben außerhalb der Untersuchung, zumal sie sich auf Jugendliche bezieht, die in Jugendheimen untergebracht sind.

Einen Schritt weiter jedoch geht die neueste und wohl bislang wichtigste Untersuchung zu diesem Thema: *Stückrath/Schottmayer*, „Fernsehen und Großstadtjugend“ (Westermann Verlag Braunschweig 1967, 328 S., zahlreiche Abbildungen und Tabellen, 22,80 DM). Diese Untersuchung erstreckte sich auf 17 383 Schüler und Schülerinnen aus Hamburger allgemeinbildenden Schulen.

Stückrath und Schottmayer fragen nicht mehr nach den nur isoliert gesehenen Beziehungen zwischen Programm und Konsumenten, sondern setzen diese Beziehungen in Relation zu den Bedingungen des Milieus, allgemein den sozialen Bedingungen des jungen Fernsehschäfers.

Nur noch wenige Kinder haben angeblich niemals ferngesehen: „In den beiden ersten Schuljahren sind es 2 %, in der übrigen Schülerschaft 0,5 %. Unter je 200 Schülern fand sich 1962 nur ein Schüler ohne jede Fernseh-

erfahrung.“ Kinder von Fernsehbesitzern sehen täglich zwei Stunden lang das Programm, Kinder von Mitbesitzern eine halbe Stunde.

Das sind Tatsachen, mit denen die Untersuchung zu arbeiten hat. Doch nun geht es den beiden Autoren darum, die Bedingungen näher zu untersuchen. Gerade für die erste Unterscheidung zwischen Besitzer und Nichtbesitzer ist es wichtig, Gründe zu finden.

Denn ob man zu den Besitzern oder zu den Nichtbesitzern zählt, liegt weniger am Geldbeutel der Eltern als an anderen Voraussetzungen. Es ist die gesellschaftliche Stellung des Vaters zu berücksichtigen: „Je niedriger der sozio-ökonomische Status der Bevölkerungsgruppe ist, um so größer ist der Prozentsatz an Besitzern von Fernsehgeräten.“ Auch das geistige Niveau der Familie spielt eine entscheidende Rolle: „Mit dem Ansteigen des geistigen Status einer Schülergruppe sinkt die relative Zahl an hauseigenen Geräten.“

Ein anderes Beispiel für die These, daß gerade das Verhältnis des jungen Menschen zum Fernsehen vom häuslichen Milieu abhängt, gibt die Untersuchung der Fernsehdauer, das heißt der Zeit, die ein Jugendlicher vor dem Fernsehschirm verbringt. Je niedriger das geistige Niveau ist (erbringt die Untersuchung), um so mehr sehen die Schüler, und um so älter müssen sie werden, um den altersbedingten „Sättigungspunkt“ zu erreichen. Generell kann man sagen: „Mit dem Sinken des Erziehungsniveaus geht ein Aufstieg des Fernsehquantums einher.“ Oder an Hand der unterschiedlichen Schulleistungen: Der bessere Schüler sieht weniger fern.

Ein weiteres interessantes Ergebnis der Arbeit ist der Nachweis, inwieweit Fernsehen altersbedingt ist. Im Alter von dreizehn Jahren sehen Jungen und Mädchen am meisten fern. Danach nimmt das Interesse ab. Der Jugendliche beginnt, sich seine Sendungen auszuwählen. Das quantitative Sehen wird durch das qualitative Sehen abgelöst.

Soweit einige Ergebnisse der Untersuchung, die manche Thesen in das Licht der Tatsachen rücken werden. Wichtiger aber noch als diese Einzelergebnisse sind zwei weitere Fragen, die die Arbeit stellt. Sie fragt nach den Auswirkungen des Fernsehkonsums auf den Jugendlichen und nach der Funktion der Erwachsenen.

Die Auswirkung zeigt sich ganz praktisch, etwa so, wie eine Elfjährige erzählt: „Mittags, wenn ich aus der Schule komm', mach' ich erst meine Schularbeiten, eß ich und dann guck ich ins Fernsehprogramm, was es am Nachmittag gibt. Wenn es eine gute Fernsehsendung gibt, geh' ich zu der hin (zu der Nachbarin) . . . Wenn wir viele Schularbeiten aufhaben, dann schreib ich meistens 'n bißchen schneller, schreib' ich auch nicht mehr so gut.“

Obwohl das Mädchen noch ein wenig Distanz zum bloßen Fernsehkonsum andeutet (Fernsehprogramm!), beginnt bereits das Fernsehen seinen Tages- und Arbeitsablauf zu bestimmen. Damit aber — so zeigen die Autoren — beeinflusst es den Gesundheitszustand, das geistige und soziale Leben, die Schulleistung und das Familienleben.

Deutlich zeigt sich der Einfluß in der veränderten Einstellung zu anderen Freizeitbeschäftigungen. So tritt das Spiel gegenüber dem Fernsehen zurück, sobald eine wichtige Fernsehsendung läuft. Manche Eltern rufen ihre Kinder von der Straße weg vor den Fernsehschirm. Die zurückgebliebenen Kinder, meistens Nichtbesitzer, beklagen sich dann: „Wenn doch bloß nicht diese blöde Flimmerkiste wäre, dann könnte ich jetzt mit den anderen spielen!“

Manche Fernsehstücke allerdings regen auch zum Weiterspielen an. Ein elfjähriger Junge erzählt: „Ivanhoe‘ haben wir immer nach dem Fernsehen gespielt. Haben wir uns Schwerter zusammengemacht, alte Bretter genommen. Jetzt ist das nicht mehr, soll aber fortgesetzt werden.“

Andererseits hat der Fernsehkonsum zweifellos auch gesundheitliche Folgen, vor allem sichtbar durch die starken Müdigkeitserscheinungen am Morgen. Da viele Jugendliche direkt vom Fernsehen ins Bett geschickt werden, kommen sie nicht dazu, das Erlebte zu verdauen. Haben sie vorher eine erregende Sendung gesehen, so erschrecken sie beunruhigende Träume.

Nun wäre es jedoch falsch, von diesen negativen Aspekten her — es wären weitere aufzuzählen — pauschal das Fernsehen zu verdammen, wie es von konservativen Pädagogen zuweilen geschieht. Stückrath und Schottmayer wenden sich ausdrücklich gegen diesen Weg des geringsten Widerstandes und stellen vielmehr fest: Niemand könne leugnen, daß mit dem „Fernsehen ein neuer Faktor in der Gesellschaft der Heranwachsenden wirksam geworden ist. Das Fernsehen liefert allen Beteiligten fortlaufend gemeinsame Erlebnisinhalte, die ihre wechselreiche Resonanz im Zusammenleben der Kinder und Jugendlichen finden“. Die Autoren sprechen bereits von einem Zusammengehörigkeitsgefühl der Besitzer. Wer nicht fernsieht, kann in den Pausengesprächen nicht mehr mitreden, ist damit isoliert.

Das Problem des jugendlichen Fernsehens ist also weniger eine Sache einzelner negativer Erscheinungen, als vielmehr zunächst einmal eine Aufgabe für die verantwortlichen Eltern. Sie haben sich über die Wirkungen des Fernsehens klarzuwerden und daraus ihre Konsequenzen zu ziehen. Daß das jedoch nicht geschieht, ist das betrübliche Resultat der Untersuchung.

Das Fernsehen ist für einen großen Teil der Jugendlichen eine ausgesprochen familiäre Angelegenheit: „Das Fernsehen der Kinder erfolgt in hohem Maße unter der Anwesenheit der Eltern oder eines Elternteils.“ Aber wie sieht dieses Familienfernsehen aus? Ein Neunjähriger beschreibt solch eine Familienszene: „Wenn mein Vater von der Arbeit kommt, dann sehen wir fern. Er legt sich auf die Couch, und dann nimmt er ein Heizkissen, und dann legt er sich drauf. Er liest die Zeitung, bis das Kinderprogramm zu Ende ist, dann guckt er auch. Meine Mutter sitzt im Sessel, und wir sitzen auf der Erde. Meine Mutter strickt. Ich kaue immer Bonbons oder Kaugummi.“

Das Familienleben ist noch ohne Kritik beschrieben. Aber die „Tele-Regie“ ist bereits unverkennbar. Ein Volksschüler: „Bei uns richtet sich alles nach dem Fernsehen.“ Die Folge dieser Fernsehabhängigkeit ist der Verlust zwischenmenschlicher, familiärer Kontakte. Ein zwölfjähriges Mädchen klagt: „Man erzählt abends nicht mehr, was man am Tag erlebt hat.“ Der Grund dafür aber liegt weniger bei den Kindern, als vielmehr bei den Eltern, denen es, so meinen ihre Kinder, viel wichtiger ist, die Fernsehsendungen zu sehen, als sich um ihre Kinder zu kümmern.

Da sich niemand mit ihnen beschäftigt, bleibt ihnen oft nur der Ausweg des Fernsehkonsums übrig: „Der Fernsehkonsum kann auch ein Symptom des Mangels an Betreuung und Zuwendung im Elternhause sein.“ Aber bis zum Alter von zwölf, dreizehn Jahren sind die Kinder noch für die Führung durch die Eltern empfänglich: „Das Bedürfnis, dem Gebot der Eltern zu folgen, ist ausschlaggebend. Das Verlangen, fernzusehen, hat demgegenüber untergeordnete Bedeutung.“ Manches Kind setzt sich nur deswegen mit vor den Fernsehschirm, um wenigstens so die Nähe seiner Eltern erleben zu können: „Das Kind hat keinen originalen Fernsehbedarf. Der Wunsch nach dem Zusammensein mit Vater und Mutter motiviert überwiegend seine Teilnahme am Fernsehprogramm.“

Der Schwarze Peter liegt damit eindeutig bei den Eltern, die entweder aus Eigennutz die Bedürfnisse ihrer Kinder hintanstellen oder aber oft zuwenig darüber wissen. Anstatt ihre Kinder durch das Fernsehprogramm zu führen und es mit ihnen gemeinsam zu „verdauen“, gehen sie den einfacheren und doch gefährlicheren Weg des „en bloc“-Konsumierens.

Stückrath und Schottmayer fordern darum eine intensivere Aufklärung der Eltern, stärkere Vorauswahl der Programme mittels Vorbesichtigung durch Fernsehkritiker und eine wirksamere Aufklärung und daraus resultierende Mitarbeit der Lehrer.

Rolf-Ulrich Kaiser